

Mit *David J. Crankshaws* Beitrag „Ecclesiastical Statesmanship in England in the Age of Reformation“ (271–303) gerät die obrigkeitliche Verwaltung der Kirche – bei allen Unterschieden in Ausführung und Details – als Gemeinsamkeit lutherischer Kirchentümer auf dem Kontinent und in England in den Fokus. Der Tagungsbd. wird mit dem informativen und anregenden Aufsatz „Elizabethan Settlement und Augsburgischer Religionsfriede. Strukturgeschichtliche Beobachtungen zur englischen und deutschen Reformation“ (dt. 305–326, engl. 327–348) des Göttinger Kirchenhistorikers *Thomas Kaufmann* abgeschlossen. Nach einleitenden Beobachtungen wendet er sich den historischen Hintergründen und dem Zustandekommen sowie der Durchführung des Augsburgischer Religionsfriedens zu, um dann zum Elizabethan Settlement überzuleiten; abschließend folgen noch einige vergleichend-bilanzierende Überlegungen, wobei Kaufmann auch die katholische Kontroverstheologie zumindest ansatzweise in den Blick nimmt.

Gelungen ist das Anliegen der Herausgeberin, verschiedene „reformationsgeschichtliche Wissenschaftskulturen miteinander ins Gespräch [zu bringen], die sonst eher nebeneinander herlaufen“ (VIII). In einem weiteren Dreh der ‚Fragebewegung‘ erschiebt es dem Rez. durchaus reizvoll, weitere Themenfelder auf Unterschiede und Gemeinsamkeiten hin vertiefend zu untersuchen. So liegen einerseits Antiromanismus und Antipapalismus nahe, die bei allem Trennenden auch ein Bindeglied zwischen Wittenberg und den Oberdeutschen bzw. – mit Abstrichen bei Ersterem – Genf bildeten, oder andererseits die gemeinsame Wurzel so vieler Erneuerungsbewegungen um 1500: dem Humanismus erasmischer Prägung. Hier könnte sich auch ein Blick auf die ‚Altgläubigen‘ lohnen. Wie, beispielsweise, beeinflussen die Reformsynode Reginald Poles (der im ganzen Bd. nicht einmal erwähnt wird!) und die mit ihm nach England zurückgekehrten Theologen die Entwicklung unter Elisabeth I.? Werden seine bibelhumanistischen und patristischen Anliegen aufgegriffen und vertieft? Welchen Einfluss hat seine humanistische Studienreform auf den Fortgang der theologischen Debatte? N. STEINER S.J.

FLYNN, GABRIEL/MURRAY, PAUL D. (HGG.), *Ressourcement. A Movement for Renewal in Twentieth-Century Catholic Theology*. Oxford [u. a.]: Oxford University Press 2012. XX/583 S., ISBN 978-0-19-955287-0.

Mit größer werdendem zeitlichem Abstand wird die Theologie des 20. Jhdts. mehr und mehr zu einem Forschungsgegenstand. Sie zu rekonstruieren hat einen besonderen Reiz, denn die früheren Richtungsentscheidungen und Positionierungen bestimmen die heutige kirchliche und innertheologische Situation in hohem Maße – man denke nur an das Zweite Vatikanische Konzil, das aus guten Gründen als ein Konzil der Theologen bezeichnet werden kann. Gerade die zahlreichen Berater der versammelten Bischöfe, die *periti*, sorgten dafür, dass die vielfältigen Erneuerungsprozesse, die damals im Gange waren, aufgenommen wurden und Berücksichtigung fanden. Dabei fällt es schwer, das vielfältige Geflecht zu entwirren und all die Einflüsse namhaft zu machen, die zu den zahlreichen Veränderungen beitrugen. Von besonderer Bedeutung ist dabei zweifelsohne die *Nouvelle Théologie*. Völlig zu Recht hat sie in der jüngsten Forschung große Aufmerksamkeit erfahren. Genannt seien nur die Studien von Hans Boersma aus dem Jahr 2008 und von Jürgen Mettepenningen aus dem Jahr 2010 sowie die Beiträge in Heft 4/2011 der Zeitschrift ‚Gregorianum‘. In diese Reihe fügt sich der anzuzeigende Sammelbd. bestens ein. Herausgeber sind zwei systematische Theologen, nämlich Gabriel Flynn von der Dublin City University und Paul D. Murray, der an der Durham University lehrt. Erfreulich ist dabei die große Internationalität der beteiligten Autoren. Unter ihnen sind übrigens auch Boersma und Mettepenningen, die ihre jeweiligen Monographien in geraffter Form präsentieren (157–171 bzw. 172–184).

Die meisten Beiträge des Sammelbds. sind einzelnen Personen gewidmet; thematisiert werden aber auch Themen und Institutionen wie beispielsweise die Jesuitenhochschule Fourvière in Lyon. Wie *Joseph A. Komonchak* darlegt (138–156), gerieten zahlreiche ihrer Mitglieder in arge Probleme, als im Sommer 1950 die Enzyklika ‚*Humani generis*‘ erschien, obwohl im päpstlichen Dokument keinerlei Namen genannt wurden. Von den Sanktionen war der eigentlich am örtlichen *Institut catholique* lehrende, aber in Fourvière wohnende Henri de Lubac besonders betroffen. Er hatte kritische Rückfragen an

die herrschende Gnadenlehre gestellt und war auch sonst von der Neuscholastik abgewichen. *David Grumett* beschreibt dies treffend (236–249). Eine eingehende Auseinandersetzung mit Lubacs Thesen kam damals nur ansatzhaft zustande. Freilich stießen sie selbst bei einem ihm wohlgesinnten Theologen wie Hans Urs von Balthasar auf nur bedingte Zustimmung. Aufschlussreich ist, was der ausgewiesene Balthasar-Kenner *Edward T. Oakes* diesbezüglich schreibt (278–288). Im Übrigen hielt auch Karl Rahner zu seinen französischen Mitbrüdern Distanz, wie *Richard Lenman* deutlich macht (405–422).

Als zweites Zentrum der *Nouvelle Théologie* neben Fourvière galt die Dominikanerhochschule Le Saulchoir. Unter ihrem Studienregens Marie-Dominique Chenu entwickelte sie sich zu einem Zentrum einer historisch informierten Thomas-Deutung. In ihrem Beitrag skizziert *Janette Gray* dies (205–218). Im Hintergrund stand die historisch-kritische Exegese, wie sie Chenus Mitbruder Marie-Joseph Lagrange hatte pflegen können, bis die Modernismuskrise dem ein – wenn auch nur vorläufiges – Ende setzte (207). Auf diesen überaus interessanten Aspekt verweist *Benedict T. Viviano*, inzwischen emeritierter Neutestamentler aus Fribourg (305–317). Das thomastische Denken in seinem Entstehungskontext verstehen zu wollen, wurde aber vielfach als inakzeptabler Historismus empfunden, und so gerieten auch Dominikaner in Schwierigkeiten, als *Humani generis*‘ erschien.

Umso erstaunlicher ist angesichts der massiven Sanktionierung der *Nouvelle Théologie*, dass ihre Exponenten ebenso wie ihre Ideen auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil eine erhebliche Rolle spielten. Wie groß diese war, stellen *Brian Daley* (333–351) und *Gerald O’Collins* (372–391) eindrücklich heraus. O’Collins nennt etwa die Aussage der Offenbarungskonstitution *Dei Verbum*, die Selbstmitteilung Gottes erfolge in Wort und Tat. Sie sei nicht – wie üblicherweise angenommen – der evangelischen Theologie entlehnt, sondern stamme ursprünglich von Hilarius von Poitiers und sei von Pieter Smulders in die Diskussion eingeführt worden (380 f.). Es sind Beobachtungen wie diese, auf die man ständig bei der Lektüre der verschiedenen Beiträge stößt. Spannend und zu weiterer Diskussion herausfordernd ist auch die These von Viviano, das in Fourvière ausgeprägte Interesse an der Exegese der Kirchenväter habe eine eingehende Beschäftigung mit der historischen Kritik behindert (313–317).

Bei allen Vorzügen, die der Sammelbd. zweifellos hat, sind jedoch Rückfragen grundsätzlicher Art zu stellen. Dies betrifft insbesondere die Entscheidung, von *ressourcement* statt von *Nouvelle Théologie* zu sprechen. Sicherlich handelt es sich bei *Nouvelle Théologie* um eine polemische Kennzeichnung. Keiner ihrer Protagonisten hat sie jemals verwendet, und namentlich Henri de Lubac hat sie in Bezug auf sein eigenes Denken ausdrücklich abgelehnt. Von *ressourcement* zu sprechen, ist aber gleichfalls nicht unproblematisch. Soll mit dem Terminus eine Rückkehr zu den Quellen gemeint sein, würde dies insinuieren, die damalige Theologie sei eine Abkehr vom Eigentlichen gewesen. Gewiss mögen einige der Protagonisten eine grundsätzliche Abneigung gegenüber der Neuscholastik empfunden haben, doch sollte sich die Historiographie davor hüten, sich vorschnell eine bestimmte Perspektive zu eigen zu machen. Dies geschieht überdies, wenn Flynn einen so aufgeladenen Terminus wie denjenigen der Renaissance verwendet, um einzelne Strömungen in der Theologie im Vorfeld des Zweiten Vatikanischen Konzils zu beschreiben (1). Mit guten Gründen sollte jedoch zwischen Quellen- und Wissenschaftssprache unterschieden werden, also zwischen Begriffen und Deutungen, die den zu untersuchenden Texten selbst entnommen sind, und denen, die – bedingt durch das jeweilige Erkenntnisinteresse – von außen an sie herangetragen werden. Überhaupt fehlt eine Rekonstruktion der Begriffsgeschichte des für die Konzeption des Sammelbds. ja so zentralen Terminus’ *ressourcement*. Ohne nähere Erläuterung wird lediglich erwähnt, dass er auf den französischen Dichter Charles Péguy zurückgeht (4). Ein analytischer Gewinn ist in dieser Hinsicht kaum zu erkennen. Man könnte sogar fragen, ob nicht eher das Gegenteil zutrifft. Ist von der *Nouvelle Théologie* die Rede, sind nämlich im Allgemeinen Angehörige der Hochschulen von Le Saulchoir und Fourvière gemeint. Das ist eine recht klar umgrenzbare Personengruppe. Nun werden aber außerdem Hans Urs von Balthasar, Edward Schillebeeckx, Joseph Ratzinger, Pieter Smulders, Gérard Philips und Karl Rahner als Repräsentanten der *Ressourcement-*

Theologie bezeichnet (2, 381, 390 f.). Unter diesem Begriff werden zudem viele unterschiedliche Phänomene subsumiert, nämlich die ökumenische und liturgische Bewegung, das neuerwachte Interesse an den Kirchenvätern und sogar die Erneuerung des Thomismus (3 f., 372, 425). Welchen Bezug zum Thema des Bds. ein Beitrag über die nachkonziliare Liturgiereform hat, bleibt dabei unklar (318–332). Geradezu rätselhaft ist, warum die französische Psychoanalyse, insbesondere Jacques Lacan, behandelt wird (440–456). Die Kategorie *ressourcement* ist ganz offenbar zu unscharf, als dass sie sich eignete, das Phänomen präzise zu fassen.

Dabei werfen die Beiträge viele Fragen auf, denen nachzugehen sich gewiss lohnte. So ist wiederholt von einem ‚*movement*‘ die Rede. Aber was heißt das konkret? Handelt es sich um eine Arbeits- und Interessengemeinschaft? Gab es eine wechselseitige Wahrnehmung der theologischen Bemühungen, vielleicht sogar einen Austausch? Oder könnte es nicht sein, dass erst im Nachhinein, im Gefolge der Enzyklika ‚*Humani generis*‘, mit der Bezeichnung *Novelle Théologie* eine Gruppe konstruiert wurde? Das würde zumindest erklären, warum es kaum Verbindungslinien zwischen den Theologen im Umfeld der Hochschulen von Fourvière und Le Saulchoir gibt. Statt von *einer* Bewegung wird man folglich eher von zwei Schulen sprechen können (83, 211). Zu klären wäre freilich, was ‚Schule‘ nun meint – ob etwa ein mehr oder minder fest umrissenes Programm verfolgt wurde –, und inwiefern personale Loyalitäten bestanden. Überdies fragt sich, ob es sich bei der *Novelle Théologie* um eine Abkehr vom Thomismus oder aber um eine in seinem Bezugsrahmen verbleibende Neuformatierung handelt. Es finden sich immerhin einige Hinweise, die für Letzteres sprechen (95–110, 174, 237 f.); besonders sei hier auf die Überlegungen von *Stephen M. Fields* verwiesen (355–358). Folgt man dieser Lesart, dann wäre es damals um die Wiedergewinnung der Fülle der Tradition statt um die gänzliche Abkehr von der Scholastik gegangen. Lesenswert ist von daher der Beitrag des amerikanischen Systematikers *Christopher Ruddy* (185–201). Er gibt Impulse, die in der weiteren Forschung unbedingt aufgenommen werden sollten.

B. DAHLKE

4. Praktische Theologie

MUSICA. Geistliche und weltliche Musik des Mittelalters. Herausgegeben von *Vera Minazzi* unter Mitarbeit von *Cesarino Ruini*. Freiburg i. Br. [u. a.]: Herder 2011. 288 S., ISBN 978-3-451-32416-1.

Die Musik des Mittelalters (wenn man denn einen so summarischen Begriff für dieses umfassende Repertoire überhaupt benutzen darf) litt und leidet in den Wissenschaften, die sich mit ihr befassen, unter einem unseligen Spartenzwang. Für die Musikwissenschaft begann das Mittelalter lang genug mit der Entfaltung der Mehrstimmigkeit; die Gregorianik-Fachleute betrachteten den gregorianischen Choral (mit dem sich wiederum die Musikologen nur marginal befassen) gleichsam monolithisch und gliederten sogar Tropus und Sequenz als Formen von Dekadenz aus der Choralgeschichte aus. Noch weniger integriert waren die Erkenntnisse über den Zusammenhang zwischen geistlicher und weltlicher Musik des Mittelalters, und aufgrund schwieriger Quellenlage kam die Frage der mittelalterlichen Instrumentalmusik bis heute am deutlichsten zu kurz. Neben diesen Defiziten ist es aber vor allem das fehlende Bewusstsein für die Interdependenz verschiedener kultureller Phänomene, die zusammen betrachtet werden müssen und mit deren Synopse sich nicht wenige Fragen bezüglich der Theorie und Praxis mittelalterlicher Musik viel eindrücklicher und klarer lösen lassen: Wie wirkt sich die Entwicklung der Architektur (also z. B. die Zunahme von Größe, Höhe und Komplexität sakraler Räume) auf die musikalische Faktur, auf die Wahrnehmbarkeit von Text und auf die Entfaltung musikalischer Details aus? Welche Beziehungen bestehen zwischen Wissenschaft und Praxis dieser Zeit und wie werden *usus* und *scientia* in ihrer wechselseitigen Beeinflussung wahrgenommen? Und schließlich: Wie hängen hermeneutische Prinzipien (so die philosophischen Grundlagen der Musiktheorie oder die Auffassung von Heiliger Schrift und dem Umgang mit ihr) mit den musikalischen Artefakten des Mittelalters zusammen?